

Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(29. Fortsetzung.)

„Und wie geht dir's, Robert? Bist du so ganz zufrieden und glücklich in Leipzig?“

Robert sah zum Fenster hinaus in das sonnenbeschienenen Garten. Es standen Aepfen drängen, die, bunte Georginen und Sonnenroten. Ein Käuslein marschierte durch den Garten und sah zu sich strahlender Blüte auf, die sich schwer zur Erde neigte, und wuschle, im Winter wird sie an der Erde liegen. Dann leuchtet sie nicht mehr, aber dann leuchtet sie fahiges Korn. Scheine, leiste Sonne, scheine, du bringst Segen! Das Käuslein ließ sich noch ein wenig den Weg wärmen und stieg dann in sein unterirdisches Haus hinab.

„Vor einem Jahre hatte Dr. Friedlieb gesagt: Die Käuse sind flüchtig, sind die reisenden Musikanten. Das ist Robert ein.“

„Ob du wirklich so ganz und gar zufrieden bist, hat ich dich gefragt,“ wiederholte Steiner.

Robert fuhr aus seinem Nachsinnen auf.

„Ja, zufrieden, wer ist ganz zufrieden! Seid Ihr ganz zufrieden?“

„Oh ja, ja, nee, nee! Wie man's halt so nimmt!“

„Einmal haben wir Robinsonen-Beuten gehabt,“ sagte Schulze, der Wädel, anhänglich.

„Dah!“ machte Steiner überlegen, „Beuten haben wir überhaupt öfters gehabt.“

„Und zweimal kam mer in ganz richtigen Betten geschlafen. 50 Jahre pro Bett! Und dinkbarer sag ich dir. Geen enge Beute!“

„Oh ja,“ machte sich schon.“ sagte Steiner wieder, „Und dann, man ist halt sein freier Herr. Man braucht sich nicht sozusagen behandeln zu lassen. Von Jettels und so!“

„Wai! Wadrons, der verriechte Gerl, hat mich auch behandelt. Und was macht a, wie ich 'n mal 'n Anfrichtigste schide? A schreibt, ich soll wieder redour gomm.“

„Engagiert mich wieder. Das hab' ich aber abgethan!“ Der Gerl ist mir zu wenig solide.“

„Waden tu ich auf keinen Fall mehr!“ sagte Schulze lafonisch. Die andern fanden diesen Voratz löblich und widerstritten nicht.

„Und Menschen lernt man halt so kennen auf der Tour,“ nahm Steiner wieder das Wort. Da war mal abends in einer Kneip einer, der machte sich mit der Schlacht von Königgrätz maunig. Na, da lutz ich aber, denn mit Königgrätz kann mir doch keiner was vormachen! Was erzählt der Kerl? A tut so, als wenn überhaupt er der Macher von 's Ganze gewesen wär, als wenn ohne ihn die ganze Sache zum Delmel gegangen wär. Als wenn wir andern nicht auch dagesagt wären. Na, das wurnde nicht schon lange; aber 'n Gist kriegt' ich, als der Kerl behauptete, er und Bismarck hätten sich persönlich gekannt. A hiez Tulpe, der Kerl. Da erzählt er so, wie er in einem Straßengraben gelegen und immerfort wie ein Wilder übers Feld fortgeschossen hätte. Da wär' plötzlich uff der Straße sein Bekannter, der Bismarck, vorvergeitert gekommen und hätte gesagt: „Unteroffizier Tulpe, komm' E raus aus 'm Graben, die Schlacht ist gewonnen.“

„Darüber kriegt' ich nu eine graßliche Mut. Meine Herren, sagte ich, meine Herren, hier steht ein Kerl, der Königgrätz wirklich mitgemacht hat, Unteroffizier Steiner, Königgrätz und Paris. Dagher in dem Seidenpapier sind meine Orden, daß Sie sich'n, daß alles wahr ist. Wenn den dort Bismarck gekannt hat, dann hat mich der alte Kaiser Wilhelm gekannt. Und wie ich amal nach Berlin gereist war und vor'm historischen Gesellenstand, da sah mich der Kaiser stehen und sagte: „Is das nicht der Unteroffizier Steiner? Holt mir einmal den Mann rein!“ Gut, ich wurde geholt, und a hiez mich setzen, und wir plauderten so vom Kriege und von Königgrätz und von Paris. Und zuletzt, da sagte der Kaiser zu seiner Frau: „Auguste, hal amal die Kimmelschide, ich will meinem alten Freunde Steiner a mal einschnefen.“ Was sagen da die Kerle? Durcheinander schreien sie alle, daß sie nicht wahr, und einer sagt, das wär' 'ne halbe Majestätsbeleidigung. Verdamm, bin ich aber gekommen! Den hat' ich benachgedrückt.“

„Mein Herr,“ schreit ich, „ich bin der Unteroffizier Steiner. Der schlägt sich lieber selber mauzet, es daß a gegen sein' alten Herrn und Kaiser was sagt. Und wenn meine Geschichte mich gang wahr sein sollte, da is die Tulpe-Geschichte vom Bismarck auch nicht wahr. Na, da war denn der Tulpe schon blamiert.“

Schulze machte durch eine Gargare, die er sich in den Mund steckte, einen biden, verzehrenden Strich durch sein kranisches Gesicht, und

Robert sah wieder durch's Fenster hinaus zu den Sonnenroten. Nur Steiner lachte grimmig und festgebemüht.

„Ja, will dir eben bloß beweisen, Robert,“ sagte er, „daß man doch auf der Reife was erlebt. Das is doch nicht stupide, wie Müßiggangler oder gar von 's Spaken vertreiben. Das paßt mir gerade.“

Die andern begriffen Steiners Absicht, und man erzählte jeder einen adligen Kameraden vor dem Schloße seiner Eltern nachhiezern woll'n — was ich gar nicht gewollt hatte? Na, andere Leute —

Steiner und Pohl winkten ab, aber Schulze fuhr fort:

„Andere Leute wollten in dem kleinen Städtel spielen, wo die Kure wohnt und gar zur Kure hingeh'n. Aber da hab' ich gesagt: Das is kein sogenannter Kaff, hab' ich gesagt, das tun wir nicht!“

Roberts Gesicht wurde weiß, seine Augen groß, er sagte kein Wort. Steiner und Pohl waren unwillig und schimpften auf ihren Kameraden.

Es kam auch wirklich keine lustige Stimmung mehr auf, obwohl Robert die melancholische Umwandlung abzutreiben veruchte. Schließlich gab er einen Bericht über sein Leben. Er verheimlichte nicht seine Weiden, aber er verhielt auch die Vorträge seines gegenwärtigen Standes nicht.

Da liehen die andern die Köpfe hängen, und nun sah Steiner durchs Fenster und sagte so nebenher:

„Die Georginen blühen schon wieder. Das sind die dümmsten Blumen, die ich kenne.“

Als der Abend nahte, begleiteten die Musikanten Robert zur Bahn. Sie gingen langsam mit ihm und sprachen viel auf ihn ein. Als sie auf der Station anlangten, bräunle der Zug schon heran. Es gab einen kurzen Abschied, aber sie riefen immerfort noch: „Auf Wiedersehen!“ als er schon nicht mehr hören konnte, und schwenkten ihre alten Hüte.

Als die Station verschwunden war, lehnte sich Robert müde ans Fenster. Das Abendrot umspannte den Himmel und glänzte über Bergen und Wäldern. Aber das Abendrot machte ihn traurig, die fremden Berge sahen ihm so ernst an, die Wälder waren so dunkel. Die Weiden und Felder dehnten sich lang und breit, und wenn er lustige, heimkehrende Spaziergänger lachen hörte, tat es ihm weh.

Dieser Tag hatte ihm kein Glück gebracht.

Er hatte ihm wohl die ganze Liebe und Treue der Kameraden wieder gesagt, ihre treuherzige Art; aber er war klug genug, zu erkennen, daß er ihre Kamerad nicht mehr sei.

Als er von der Festung kam, aus Annehmung und Schande, fand er sich bei ihnen zurecht. Jetzt, da er ein geordnetes Leben kennen gelernt, da er tiefer Menschen gehen, die ihm genest waren, würde er bei den Musikanten nicht mehr glücklich sein können.

Einmal würde er sein bei all ihrer Treue. Denn für das, was in seiner Seele vorging, hatten sie kein Verständnis. So würde er fremd neben ihnen wandern.

„Ja, werde Euch wohl nicht mehr wiedersehen, Ihr lieben, guten Menschen,“ dachte er bei sich.

Und er fuhr hinaus in die anstehende Nacht.

22. Kapitel.

Bei einer Holzjähre hatte sich Robert den linken Daumen verstaucht. Dr. Friedlieb leistete ihm ärztliche Hilfe. Und einmal, als auch Frau Christel dabei war, sagte er zu Robert:

„Im Riederdorf wohnt der alte Hellmich-Wittger. Leffen Frau verheiratet sich aufs Kassieren. Strecken nennt man das hier. Da geh'n Sie doch hin, und lassen Sie sich den Finger alle Tage ein wenig aufräumen! Es sind gute Leute.“

„Ja,“ sagte Robert, „ich weiß!“

„Sie kennen die Schmiedleute?“

„Ja, bin einmal mit ihnen zusammen von der Stadt heimgegangen, und einmal habe ich mit meinen Kameraden Schulze durch ihr Fenster geschaut. Da fangen sie miteinander.“

Der Doktor nickte.

„Ja, ja, die Leute sind sehr brav. Es wird Ihnen dort gefallen.“

Als Robert fort war, haben der Doktor und seine Frau sich ernst und schweigend an.

Danach fragte Christel: „Warum tust du das? Warum schickst du ihn zu seinen Großeltern?“

„Weil er dorthin gehört! Die alten Leute sind sehr einsam.“

„Willst du es ihnen sagen?“

Der Doktor wachte sich halb ab, „Ich weiß nicht. Ich kämpfe noch mit mir. Stehst du, Christel, es ist mir oft, als begingten wir ein großes Unrecht, daß wir dem Musikanten den Weg nicht zeigen. Wir tun's deines Vaters wegen — ja! Aber die Hellmichleute sind alt.“

Sie können sich jeden erien beiseen Tag ins Grab legen, und wenn dann Robert nachträglich erfährt, daß das keine Großeltern waren, und daß wir's gemüht und bloß aus Hamtinegoismus nichts gesagt haben, das wird er uns nie verzeihen. Und er hat recht damit, es wird ihm da was Kostbares auch uns vorenthalten und den alten Leuten auch. Mich drückt es schon lauge.“

„Mich auch!“ sagte Christel traurig. „Ich hab' auch mit Gottlieb Penler darüber gesprochen. Der quält sich auch damit. Aber er sagt: Die alten Leute sind jetzt glücklich und friedlich, und wenn sie hören würden, daß die einzige Tochter so — so am Begrade —“

„Darüber bürften sie allerdings nicht mehr wegkommen,“ fiel der Doktor seiner erregten Frau ins Wort. „Das ist richtig!“

Er ging ein paar mal auf und ab.

„Aber, Christel, denken müßten sie sich doch etwas Schlimmes über den Verbleib ihrer Tochter. Da sie ihnen in den langen, langen Jahren gar keine Nachricht gegeben hat, gibt es doch bloß zwei Möglichkeiten: gestorben oder verborben! Und wie ich die Hellmichleute kenne, ist denen „gestorben“ lieber.“

„Aber nicht so — nicht so! Das kann keine Frau, keine Mutter verwinden. Das ist zu schrecklich! Sie werden sich schon eine Lösung gemacht haben, vielleicht daß sie in einem Krankenhaus gestorben ist oder so etwas, was doch menschlicher ist. Und sie sind doch friedlich und können lachen und singen. Wenn sie das hören, werden sie nie mehr lachen und singen.“

„Auch nicht, wenn sie den Entschlohn haben! Es ist richtig, Christel, es ist richtig! Es ist da besser so! Der eine fürdrbare Gedanke würde den Alten ihr bißchen Lebenszeit verbittern und verkürzen! So muß alles bleiben, wie es ist! Aber es beruhigt mich schon etwas, wenn der Robert manchmal bei ihnen ist.“

„Und wenn es dadurch herauskommt? Wenn er ihnen erzählt, daß er eigentlich Hellmich heißt wie sie, wenn er ihnen das Schicksal seiner Mutter —“

„Er wird es nicht erzählen! Er hat nie wieder auch nur ein Wort davon gesprochen, und da wir alle, die's damals hörten, geschwiegen haben, hat im Dorje nicht ein Mensch ein Wort davon erzählt, nicht einmal deine Mutter.“

„Ich glaube, die Mutter weiß es!“

Der Doktor sah sie überrocht an. „Ja, meine, sie weiß es nicht sicher, aber sie ahnt, sie fürchtet es. Und deshalb ist sie so — so —“

„So niederrichtig! Kennen wir's ruhig mit dem richtigen Namen!“

„Wilhelm, sie ist ein Weib!“

„Ja! Und Weib gegen Weib ist niemals gerecht. Denn das Weib kann alles, aber es kann nicht großmütig sein. Ich will dich damit nicht tranken, Christel, auch nicht deine Mutter. Es liegt ja keine Art Entschuldigung für sie darin.“

Christel schweig. Sie wußte, daß da Widerspruch vergebens war und ahnte, daß er recht hatte. Ihre Gedanken schritten auch zu Robert und seine Großeltern zurück.

„Und wenn sie sich doch erkennen?“

„Dann mag es in Gottes Namen geschehen! Dann können wir's nicht ändern und werden das weitere abwarten.“

(Fortsetzung folgt.)

— Ein Trost. Lieber Freund, mit meiner Freude ist nur ein Haften. Sie ist 30 Jahre alt und ich nur 24. Mein Vater will daher nichts davon wissen.“

— „Sage Deinem Vater, daß er nicht beschle. Weich er denn nicht, daß, wenn Du 40 Jahre alt bist, Deine Frau nur 30 Jahre zählen wird!“

— Zwei Renommisten. — Student A.: „Ja, sage Dir, wenn ich in 's Restaurant geh, dann hat das Mädchen meiner Abtheilung gerade zu laufen!“ Student B.: „Gar nichts! Reusch! posstirte mir, daß ich plötzlich kein Bier mehr bekomme — was war's? War das dumme Ding vor Erköpfung in Ohnmacht gefallen!“

— Zukunftsbild. Hausfrau (vor der Kammertür der Köchin): „Sind Sie schon wach, Anna? Ich habe bereits Feuer gemacht und bringe Ihnen den Kaffee sowie die Morgengewinnung. Wenn Sie sonst noch was wünschen, bitte, zu klingeln.“

Aus den Erinnerungen Hrn. v. Eardsteins.

Wie der Plan der deutsch-englischen Allianz scheiterte.

Freiherr von Eardstein, der ehemalige Botschaftsrat an der deutschen Botschaft in London, läßt nunmehr den zweiten Band seiner „Bedennerinnerungen und Politischen Denkwürdigkeiten“ im Verlage von Paul List in Leipzig erscheinen. Eardstein hat beinahe in den Verhandlungen über das von Chamberlain 1899 und auch später vorgebrachte Projekt eines deutsch-englischen Bündnisses eine Hauptrolle gespielt. Seine gemeinsam mit Chamberlain und anderen Engländern unternommenen Bemühungen, dieses Bündnis zustandezubringen, scheiterten an der ablehnenden Haltung der deutschen Regierung und besonders des Herrn v. Hofstein, die sich von der antienglischen Agitation des Flottenvereins, der deutschen nationalistischen Presse, der Konservation und der Nationalliberalen einschüchtern ließen. Wie erinnerlich, wurde Freiherr v. Eardstein während des Krieges verhaftet und lange Zeit gefangen gehalten. Bei diesem Vorgehen wurde vor allem der Zweck verfolgt, ihm die Dokumente, die er aufbewahrt, abzunehmen. Diese Dokumente bestehen besonders in sehr interessanten Briefen und Instruktionen des Herrn v. Hofstein und in zahlreichen Briefen Chamberlains und anderer englischer Persönlichkeiten. Nach der Revolution wurden dem ehemaligen Botschaftsrat diese Papiere zurückgegeben, und er veröffentlichte einen Teil davon, in seinem zweiten Bande — eingetrent in eine Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse. Wir sind in der Lage, einiges daraus hier wiedergzugeben. Während des Burenkrieges und der deutsch-englischen Samoa-Verhandlungen wurde Eardstein von London nach Berlin berufen. Er berichtet über seinen damaligen

Besuch beim Kaiser:

„Am 17. Oktober (1899), kurz vor meiner Rückkehr nach London, wurde ich zum Kaiser nach Potsdam befohlen, um ihm über den Stand der Verhandlungen Bericht zu halten. Die vorgeschrieben, meldete ich mich vormittags um elf Uhr im Neuen Palais, da ich den Kaiser auf einem Spaziergang im Waldpark begleiten und dann der kaiserlichen Frühstückstafel beisehen sollte.“

Als ich in das Adjutanzzimmer trat, welches sich an die Empfangsräume des Kaisers anschließt, empfing mich der Generaladjutant General v. Plessen. Er war in einem sehr erregten Zustande und sagte zu mir, ich müßte dem Kaiser unter allen Umständen dazu raten, seine für Mitte November festgesetzte Reise nach England aufzugeben. Jetzt, wo England in einen Krieg mit den Buren verwickelt sei, müße Deutschland die Gelegenheit wahrnehmen und selbst England den Krieg erklären. Ich erwiderte dem General, daß ich dem Kaiser das raten würde, was ich im Interesse meines Vaterlandes für richtig hielte, und es abhengen müsse, mir vorzutreiben zu lassen, was ich seiner Majestät zu sagen habe. In diesem Augenblick trat der damalige Chef des Stabes der Marine, Admiral v. Bendemann, welcher soeben dem Kaiser Vortrag gehalten hatte, in das Adjutanzzimmer. General v. Plessen wandte sich darauf sofort an diesen mit den Worten: „Jetzt ist es Zeit für uns, gegen England loszuschlagen.“

Als der Admiral darauf erwiderte: „Ja, ich weiß nicht, wie wir durch Eure Erzählung sich das denken, wir haben ja keine Schiffe,“ bemerkte General v. Plessen: „Das macht nichts, nur eine Division brauchen wir hinüberzuwerfen, und England ist erledigt.“ Als Admiral v. Bendemann ganz erstaunt erwiderte, er verstehe nicht, was Seine Erzählung mit dieser Bemerkung meine, sagte General v. Plessen: „Na, wenn auch das nicht gehen sollte, dann marschieren wir eben mit England zusammen nach Ägypten und Indien.“

Wie sich das Gespräch zwischen dem General und Admiral dann weiter entwickelte, habe ich nicht mehr gehört, denn ich wurde in das Arbeitszimmer des Kaisers gerufen. Einen Kommentar zu diesem Vorgehen eines politisierenden Hofgenerals zu geben, dürfte wohl überflüssig erdienen. Leider hörte man aber während des Südafrikanischen Krieges unangenehme von urteillosen Schwätzern in Deutschland, von denen ich sogar viele direkt auf die Autorität des Generals v. Plessen beziehen, mit lauter Stimme solch hohe politische Weisheit verkünden. Kein Wunder daher, daß es nicht lange dauerte, bis die englische Botschaft in Berlin von solchen und ähnlichen Versicherungen des Herrn Hofgenerals Kenntnis erhielt und dementsprechend nach London berichtete. Daß aber den deutschen diplomatischen Bekehrern in England ihre an und für sich schon schwierige Aufgabe durch solche Extravaganzen politisierender Hofgenerale erleichtert wurde, hätte

wohl niemand behaupten können! Der Kaiser forderte mich auf, im Waldpark einen Spaziergang mit ihm zu machen, wobei ich ihm Vortrag halten sollte. Als das Gespräch auf die Samoafrage kam, merkte ich sofort, daß es hoffnungslos sei, ihn zugunsten der Annahme des Chamberlainschen Vertragsentwurfs umstimmen zu wollen. Der „mit blutigen Tränen“ besetzte Immediatbericht des Herrn v. Tirpitz sah zu fest bei ihm, als daß ein solcher Versuch auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Auf was es aber bei meiner Unterredung mit dem Kaiser hauptsächlich ankam, war, ihm klar zu machen, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen den für Mitte November in Aussicht genommenen Besuch in England unter allen Umständen ausführen müßte. In der Tat hatte er, von anglophober Seite beeinflusst, bereits mehrmals drohen lassen, er käme nicht nach England, bevor die Samoafrage nicht in einer für Deutschland genehmen Form gelöst sei. Jetzt, nachdem der Südafrikanische Krieg ausgebrochen war, wurde ihm von General v. Plessen und anderen Anglophoben derartig zugejagt, daß er mit dem Gedanken umging, seinen Besuch in England in jedem Falle aufzugeben. Hätte er diesen Voratz ausgeführt, so wäre seine Handlungsweise englischerseits zweifelsohne als ein direkter Affront angesehen worden.

Da der Kaiser aber im Grunde seines Herzens sehr danach trachtete, seinen Besuch in England auszuführen, und sich nur vor der in Deutschland vorherrschenden Anglophobie fürchtete, hielt er schließlich doch an der Verwirklichung des englischen Besuchs fest.

Selbstverständlich besah Wilhelm II. in seiner Umgebung auch kluge und einseitige Persönlichkeiten, welche ihn nach bestem Wissen und Gewissen zu beraten suchten und in so manchen Fällen einen vernünftigen Einfluß auf ihn ausübten.

Zu diesen Persönlichkeiten gehörte vor allem der langjährige Oberhofmarschall und spätere Minister des kaiserlichen Hauses, Graf August v. Sulewburg. Dieser geistig zweifellos hochbedeutende und in jeder Beziehung äußerst geistreiche Mann hat, wenn sich je Gelegenheit dazu bot, stets sein Bestes getan, um Wilhelm II. durch seine klugen Ratschläge, so weit es irgendwie möglich war, vor Fehlern und Unvorsichtigkeiten zu bewahren, und dadurch nicht nur dem Kaiser, sondern auch dem deutschen Volke zu Zeiten große Dienste geleistet.

Auch in dem vorliegenden Falle gab er dem Kaiser den richtigen Rat, die durch die antienglischen Kreise nicht beizugehen zu lassen und den nun einmal festgelegten Besuch in England zur Ausführung zu bringen.“

Am 19. November 1899 kam Wilhelm II. dann mit der „Hohenzollern“ nach Portsmouth und fuhr von dort nach Windsor weiter. Der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf Bülow, begleitete ihn. Eardstein erzählt:

„Nach dem Bankett hatte ich eine lange Unterredung mit dem Kaiser, in welcher der von mir verhandelte und zum Abschluß gebrachte Samoavertrag, die russisch-französischen Intrigen gegen Deutschland in England und die Maroffrage zur Sprache kamen. Als ich dem Kaiser erzählte, daß zwischen Chamberlain und mir in der letzten Zeit auch die Zweckmäßigkeit eines deutsch-englischen Abkommens über Maroffa erörtert worden sei, erwiderte er, daß er selbst ein großes Interesse an der Marofffrage genommen habe. Schon zu der Zeit, wo er als Prinz Wilhelm im Auswärtigen Amt Informationshalber beschäftigt war, habe er fortgesetzt von Maroffa reden hören, aber nie begriffen, warum man deutschseits dieser Frage so großes Interesse beimeffe.“

Nach der Abreise des Kaisers erhielt Eardstein den folgenden

Brief Chamberlains:

„Sighurst, Moor Green, Birmingham, 1. Dezember 1899.“

Mein lieber Baron Eardstein! Es freut mich, Ihnen zu der Auszeichnung zu gratulieren, welche der Kaiser Ihnen während seines Aufenthalts in England verliehen hat. Sie war sehr wohl verdient für die Dienste, die Sie im Interesse guter Beziehungen zwischen beiden Ländern geleistet haben.“

Ich hatte zwei lange Unterhaltungen mit dem Kaiser, welche meinen früheren Eindruck von seiner außerordentlichen Auffassungsgabe in Fragen der europäischen Politik bestätigten haben.

Graf Bülow, dessen Bekanntschaft zu machen ich mich sehr gefreut habe, hat ebenfalls einen sehr großen Eindruck auf mich gemacht.

Er drückte den Wunsch aus, ich möchte öffentlich etwas über die gemeinsamen Interessen sagen, welche die Vereinigten Staaten mit einem Einverständnis zwischen Deutschland und Großbritannien eng verknüpfen. Daraufhin meins asirica Rede,

welche ihm hoffentlich nicht zur Unzufriedenheit gereichen wird.

Ihr sehr ergebener,
J. Chamberlain.“

Die Rede, die Chamberlain hier erwähnt, war die berühmte Rede in Leicester, in der Chamberlain zum ersten Male öffentlich für eine deutsch-englische Allianz eintrat. Für waren die Unterredungen Chamberlains mit dem Kaiser und Bülow vorausgegangen, wobei, wie Eardstein sagt, Chamberlain den bestimmten Eindruck gewonnen hatte, daß der Kaiser sowohl als auch Graf Bülow diesem Gedanken äußerst sympathisch gegenüberstanden.“

Während, berichtet Eardstein, die öffentliche Meinung in England den Kaiserbesuch mit einem Gefühl der Erleichterung und Dankbarkeit begrüßt hatte, feierte die Englandpresse in Deutschland mehr als je Organe, ohne zu ahnen, daß man in Petersburg und Pariser Regierungskreisen nur auf eine Gelegenheit wartete, um sich über den Kopf Deutschlands hinweg mit England zu verständigen, sich die Neutralität Frankreichs und Russlands während des südafrikanischen Krieges möglichst hoch von John Bull bezahlen zu lassen und zugleich Nieman aus dem Fell des deutschen Mißhals zu schneiden.“

Eardstein schildert, wie sich auch Herbert Bismarck an diesem Treiben beteiligte, weil er dem Grafen Bülow dadurch Schwierigkeiten bereiten wollte. Er zitiert Briefe des Geheimrats Dr. Hammann, des Direktors der Nachrichtenabteilung im Auswärtigen Amt, der diese Rede beklagte und ihr entgegenwirkten veruchte. Nachdem dann Bülow im Reichstag seine gegen England gerichtete Rede gehalten hatte, schrieb Chamberlain am 28. Dezember 1899 an Eardstein:

„Gewiß hat es mich sehr interessiert, zu lesen, was Sie in Ihrem Briefe über die maroffische Frage und den fernem Osten sagen, ebenso über die Allianzangelegenheit. Sie wissen ja aber, was vorgefallen ist! Ich will mich hier über die Behandlungsweise, welche Bülow mir hat widerfahren lassen, nicht näher äußern. Jedenfalls halte ich es aber für angebracht, irgendwelche weitere Verhandlungen in der von uns beiden angeregten Bündnisfrage fallen zu lassen. Ob sich nach Wendigung des Krieges in Südafrika, der so viel Staub aufgewirbelt zu haben scheint, wieder einmal eine Gelegenheit bieten wird, auf die Verhandlungen zurückzukommen, lasse ich dahingestellt sein.“

„Es tut mir wirklich aufrichtig leid, daß all Ihre so ernsthaften und langwierigen Bemühungen jetzt als unfruchtbar gesehen ercheinen. Aber auch ich selbst tue mir leid. Alles lief doch so gut, und auch Lord Salisbury war bereits wieder ganz freundlich gestimmt und ganz einig mit uns in bezug auf die künftige Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen. Aber alas! es sollte nun einmal nicht sein.“

Zudem ich Ihnen ein recht glückliches neues Jahr wünsche, bin ich Ihr sehr ergebener,
J. Chamberlain.“

In Berlin sah man jetzt, daß man sich durch die anti-englische Agitation der Flottenvereiner und der konserativen und nationalliberalen und sonstigen Altkassier zu weit hatte treiben lassen. Der Botschafter in London, Fürst Sayfeld, wurde beauftragt, Eardstein zu Chamberlain zu schicken, und übermittelte ihm folgende

geheime Instruktion:

„16. Dez. 1899.“

Instruktion für die streng vertrauliche Mitteilung Freiherrn v. Eardsteins an Mr. Chamberlain: Graf Bülow lege den größten Wert darauf, daß seine Haltung hier nicht mißverstanden werde und daß zwischen den beiden Regierungen volle Klarheit bestehe. Er habe den kaiserlichen Vorkascher daher beauftragt, hier streng vertraulich die Veridigung zu erteilen, daß die deutsche Regierung sich, natürlich vorausgesetzt, daß die deutschen Interessen von englischer Seite gekont werden, von jeder gegen England gerichteten kontinentalen Gruppierung sowie von jeder Kollektivaktion, die England Verlegenheit bereiten könnte, fernhalten wird.“

Als Erläuterung zu dem Vorstehenden ist hinzuzufügen, daß die Stellung des Grafen Bülow eine außerordentlich schwierige sei, weil der Botschafter aus dies Lord Salisbury gegenüber mehr als einmal ausgeführt habe und wie er, Mr. Chamberlain, dies wohl auch aus den Reichstagsverhandlungen entnommen habe. Die Waffe, deren sich die Gegner der Regierung bei uns vor allem bedienen, sei die fortgesetzte Insinuation, daß sie geheime politische Abmachungen mit England verfolge und zugunsten derselben wirkliche deutsche Interessen opere. Dieser Instanz sei auch im Reichstag ein so starker gewesen, daß Graf Bülow eine gewisse Rücksicht darauf haben nehmen und seine Sprache danach einrichten müßten. Wir lebten nicht mehr in der Zeit, wo Fürst Bismarck in der auswärtigen Politik allmächtig war und nichts zu fürchten hatte, auch wenn er in seiner auswärtigen Politik auf die öf-

fenstliche Meinung keine Rücksicht nahm. Dies könne der jetzt Reichskascher nicht und noch weniger Graf Bülow, und letzterer müßte den Sturm vorbegehen lassen, ohne jedoch — und das sei doch schließlich die Hauptsache — dabei auf die Verfolgung der von ihm einmal als richtig erkannten Politik zu verzichten, wie sich dies aus der obigen Versicherung ergebe. Es handele sich also jetzt nur darum, daß man sich durch die tendenziösen und durchaus unrichtigen Interpretationen der Bülow'schen Rede in der franko-russischen Presse nicht irre machen lasse. Graf Bülow werde an seiner Politik festhalten, darauf könne man sich hier verlassen, und die Zeit werde kommen, wo er dies mit voller Offenheit vertreten könne, ohne damit einen gefährlichen Widerstand im Reichstage oder im Lande hervorzurufen.“

Der weitere Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß mit Rücksicht auf die anti-englische Agitation der von Herrn v. Tirpitz mobilisierten Konservation der Plan des deutsch-englischen Bündnisses endgültig begraben wurde, und daß alle weiteren Versuche, ihn doch noch zu verwirklichen, scheiterten. Herr v. Hofstein erwirkte sich immer mehr als Gegner dieser Allianz, und so schloß er dann die Engländer, statt einen Bündnisvertrag mit Deutschland, den Vertrag mit Frankreich ab.

Die Kindererblichkeit in Deutschland.

Deutschland hat heute vier Millionen weniger Kinder als es in normalen Zeiten vor dem Kriege hatte. Von den Kindern aber, die übrig geblieben sind, ist ein volles Viertel heute schon da verdammt, niemals über die Größe von Zwergen hinauszuwachsen.

Nachts oder „englische Krankeheit“, in einer Erkrankung der Knochen bestehend, die meist durch Unterernährung veranlaßt ist, war vor dem Kriege in Deutschland nahezu unbekannt. Jetzt hat die Krankheit derartig um sich gegriffen, daß viele Kinder erit mit drei Jahren gehen können und viele andere überhaupt unfähig sein werden, sich jemals in ihrem Leben ohne Hilfe fortzubewegen. Die Zahl der Todesfälle unter Kindern von fünf bis fünfzehn Jahren hat sich von 1914 bis 1918 verdoppelt. Die Hälfte aller unehelichen Kinder stirbt gleich nach der Geburt, aber auch nahezu ein Drittel aller Kinder verheirateter Mütter verliert bald nach der Geburt den Tod durch Unterernährung. Ein Drittel der jungen Mütter stirbt in Folge der gleichen Ursache.

Diese Zahlen, die Berichten des Manchester Guardian entnommen sind, der als erste Zeitung in Westeuropa es gewagt hat, die Wahrheit über Deutschland zu berichten, sind für sich selber. Sie zeigen, wie dringend notwendig schleunigste Hilfe ist und wie wunden sich an jeden Menschenfreund mit der Bitte, nach seines Kräfte dazu beizutragen, um Hunger und Krankheit, welche während der letzten Jahre bereits Millionen von jungen Menschenleben in Deutschland hinweggerafft haben, zu beseitigen.

Eisenerze in Holland.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und von da bis in die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts ist an verschiedenen Plätzen im Osten Hollands und in der Gegend von Ter Apel Eisenerze gewonnen worden. Wie De Jongh im „Angonien“ schreibt, zeigen sich die Erz in der Nähe der Oberfläche. In Groningen, Bortrecht und Gelderland sind sie bereits abgebaut, aber in Nordbrabant und in Drenthe noch vorhanden. Das Erz kommt in kleinen Klüften vor in einer Mächtigkeit von 25 bis 60 Zentimetern und in einer Tiefe von 20—50 Zentimetern. Das seine pulverige holländische Eisenerze wurde an die Gasanstalten Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten verkauft, wo man es zum Reinigen von Rostgas verwendete. Einer an deren Zeit entstammen die Schiffschiffe bei Laffer längs der Dink mit dem Gnaner Bach, deren Amdtje 33.6% Eisen, 0.2% Mangan, 0.8% Phosphor ergab. Diese Erz gehören der unteren Kreide an und sind von demselben Eisengehalt wie die Eisenerze des Sigerlandes. Sie lassen sich wegen ihres Phosphorgehaltes im Thomasprozess verwerten.

Chinesische Redensarten.

Die Chinesen haben viel Bedandertes, Rangweiliges und Bouffiges, aber sie treffen auch gar oft den Nagel auf den Kopf. So nennen sie zum Beispiel einen Menschen, der recht martialisch tut, aber doch keine Kurage hat, einen „papierernen Tiger“. Wer eine Sache übertriebt, ist bei ihnen ein „Wüstiger, der Wüstlinge macht“. Einen Verschwenker nennen sie eine „Kakete, die mit einem Male zerplatzt.“

Ich t' nur das Wasser erregt doch auch unbestechliche Redlichkeit erregt ihn.